

VOLKSVERTRETER

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich möchte reden über Sucht und Politik und meinen Verdacht, dass der politische Betrieb immer mehr zu einem Suchtprozess zu entarten droht. Und ich möchte Sie schon jetzt darauf vorbereiten, dass ich Politiker in dieser Hinsicht als wirkliche Repräsentanten ihrer Wähler empfinde - im wahrsten Sinne des Wortes als "Volksvertreter". Denn ich habe wenig Zweifel, dass wir heute eine Suchtgesellschaft sind – eine Gesellschaft, die ihr Bedürfnis nach Sinn, Glück und vor allem nach Sicherheit mit Ersatzmitteln zu befriedigen sucht.

Ich fühle mich aus mehreren Gründen berechtigt, dieses Thema aufzugreifen. Einmal beobachte ich nun seit fast vierzig Jahren Politik und Politiker aus nächster Nähe. Zum anderen musste ich lernen, dass ich selbst ein durch und durch süchtiger Mensch bin. Bis 1976 versuchte ich meine Probleme mit Hilfe von Alkohol zu lösen. Das hätte mich fast das Leben gekostet. Seither bin ich trocken. Und das will ich auch bleiben.

Gegen Anfälle von Hoch- und Übermut habe ich mich deshalb mit einem Foto von 1972 gewappnet, als ich Korrespondent in Washington DC war. Auf dem gebe ich Wilbur Mills , dem damals mächtigen Vorsitzenden des Haushaltsausschusses im amerikanischen Repräsentantenhaus, Feuer für seine Zigarre. Mills wollte Präsident der USA werden und ich interviewte ihn für meine Zeitschrift.

Es wurde ein munteres, lockeres Gespräch, für das mich meine Redaktion ausdrücklich belobigte. Weder dem Text des Interviews noch dem Foto ist anzusehen, dass wir beide - Mills und ich - sturzvoll waren, beflügelt von mindestens einer Flasche Wodka pro Person. Keiner hat es beim anderen gemerkt. Wir funktionieren prächtig.

Das gab sich aber bald, bei beiden. Ein paar Jahre später konnte ich die Fassade nicht mehr durchhalten und musste mich als Alkoholiker akzeptieren. Mills wurde etwas eher auffällig - 1974, als er nachts einer Stripperin namens Fanny - genannt "das argentinische Knallbonbon" - in einen Teich vor dem Capitol hinterher sprang.

Ich mache diese Vorbemerkung weder, um mich als Alki zu "outen", noch gar um Wilbur Mills zu denunzieren. Im Gegenteil. Mir geht es darum, mich als Mitbetroffenen zu legitimieren, um nicht den Eindruck zu erwecken, ich wollte mit Fingern auf "die da oben" zeigen.

Es geht mir heute nicht speziell um Alkohol, es geht um Sucht generell, in diesem konkreten Fall erörtert am Beispiel der "Droge Politik" , wie Johannes Rau einmal sagte, als er noch Bundespräsident war. Und in der Folge geht es um jene "Sehstörung", die er als Hauptgefahr im Leben von Berufspolitiker betrachtet.

Politiker neigten dazu, sagt Rau, sich so sehr an ihrer eigenen Bedeutung zu berauschen, in dem Gefühl zu schwelgen, die Welt verändern zu können, dass sie bald nicht mehr wahrnehmen, dass für andere Menschen Politik keineswegs das ganze Leben ist. Normale Bürger lesen Bücher, treiben Sport, kümmern sich um ihre Familie, haben Hobbys- der Politiker hat von morgens bis abends nur die Politik, um die sich alles dreht sein Denken, sein Tagesablauf, seine Phantasien, alles. Rau: "Wenn der Politiker das zu übersehen beginnt, dann politisiert er die Welt. Und weil die Realität anders ist, verschätzt er sich in der Welt".

Wir reden also über Realitätsverlust. Wir reden darüber, dass gerade jene Menschen Gefahr laufen, von Berufswegen ein gestörtes Verhältnis zur Wirklichkeit zu entwickeln, denen wir durch Wahl den Auftrag erteilt haben, unser eigenes Leben, unsere persönliche Alltagsrealität zu ordnen, zu schützen - notfalls zu verändern, am besten zum Besseren.

Wissen diese Menschen um ihre Gefährdung?

Dass Politik im "Machtrausch" enden kann, dass der Verlust einer politischen Position zu "Entzugerscheinungen" führt - das sind geläufige Redensarten in Politikerkreisen. Schon Max Weber hatte 1919 in seiner berühmten Rede über "Politik als Beruf" davor gewarnt, dass das Machtstreben des Politikers "Gegenstand rein persönlicher Selbstberauschung" werden könnte.

Heute hantieren die Akteure selbst überaus locker mit Sucht- Begriffen, um die Gefahren der beruflichen Verformung zu beschreiben. Sie reden von Rausch, Sucht, Droge und Entzug, aber die meisten Politiker benutzen diese Begriffe aus der Junkie-Szene mit bemerkenswerter Beiläufigkeit, wenn sie ihre eigene Befindlichkeit beschreiben. Sie tun so, als wären die Sucht-Vergleiche bloße Metaphern, harmlose Umschreibungen für eine etwas peinliche Besessenheit.

Es gibt Ausnahmen. Horst Seehofer zum Beispiel, der frühere Gesundheits- und jetzige Verbraucherminister meint es ernst, wenn er sagt: "Politik ist eine Sucht". Er hat vor vier Jahren erlebt, dass es tödlich sein kann, sein persönliches Alarmsystem zu überhören. Drei Wochen lag der CSU- Abgeordnete damals auf der Intensiv-Station des Klinikums in seiner Heimatstadt Ingolstadt und sah zu, wie der Monitor, der seinen Kreislauf sichtbar machte, verrückt spielte. Dass er knapp am Tode vorbeischrammte, war ein Schock.

Mindestens ebenso heftig erschrak der frühere Gesundheitsminister aber, als ihm seine elfjährige Tochter Susanne am Krankenbett gestand, dass sie zwar um seine Gesundheit bangte, insgeheim aber auch ein bisschen glücklich sei über seine Krankheit: "Jetzt können wir endlich mal reden. Sonst bist Du ja nie da".

Da wusste der bayerische Recke Seehofer, Jahrgang 1950, dass mehr aus dem Takt geraten war in seinem Politikerleben als nur sein Herzschlag. Die Überzeugung, dass er die Welt aus den Angeln heben und ihn nichts dabei umwerfen könne, hatte zu seinem politischen Image gehört. Systematisch – erst lässig, dann in einer „Mischung aus Angst und Veränderung“ – ignorierte der kraftstrotzende Bayer deshalb Erkältungen und Erschöpfung, Schwächeperioden und Schlaflosigkeit, bis ihn eine virale Herzmuskelentzündung niederstreckte.

Bis zuletzt sperrte er sich gegen das Aufgeben. „Ich hatte Angst, mich in die Hände eines Arztes zu begeben, weil ich dann meine ganze Entscheidungshoheit an Dritte hätte abgeben müssen“, bekannte er hinterher. Aber am Ende sagte er seiner Frau den schweren Satz: „Ich muss kapitulieren“.

2002 war ein Wahljahr. Seehofer sollte Stoibers Mann für Gesundheit und Soziales sein.

Stattdessen lag er monatelang danieder. Das bescherte ihm schmerzhaft Erfahrungen. Was für "armselige Geschöpfe wir in Wahrheit sind, wenn der innere Mechanismus stottert", sei ihm ebenso deutlich bewusst geworden, sagt er, wie die Tatsache, dass draußen "alles weiter läuft ohne uns". Tatsächlich hat es ihn mächtig gekränkt, dass sie in Berlin und in München auch ohne ihn Politik machten, Gesundheitspolitik sogar, bei der er sich für unersetzlich gehalten hatte. Noch heute schüttelt er den Kopf, als könnte er es nicht glauben.

Doch kaum konnte er wieder aus dem Bett krauchen, registrierte er, "wie es kribbelte, wie es mich zurückgedrängte zu den Berliner Geschäften". Seither steht für Horst Seehofer fest, dass Politik eine Sucht ist. Eine Weile ist er mit dieser Erkenntnis öffentlich geradezu hausieren gegangen. Landauf, landab warnte er düster vor den realitätsverdrängenden, lebensgefährlichen Folgen des politischen Betriebs.

Aber aufhören mochte er nicht. "Sie können, wenn sie wissen, dass sie süchtig sind, die Dosis bestimmen", redete er sich und uns ein. Inzwischen sitzt er wieder frohgemut auf der Regierungsbank und in den Fernsehtalkrunden.

Rückfälle, sie wissen es, meine sehr verehrten Damen und Herren, gehören zur Sucht. Wir werden sehen, wie Seehofers gefährliches Spiel weitergeht.

Aber ist nun ausgerechnet der bodenständige, gottesfürchtige Bayer Horst Seehofer ein typischer Suchtmensch?

Es muss einer kein besonderer Typ sein, um für süchtiges Verhalten anfällig zu sein. Der Mensch selbst, mit seiner persönlichen Geschichte, seinen Problemen und Schwierigkeiten, ist nur ein Teil des komplexen Geschehens. Bisher ist es der Forschung jedenfalls nicht gelungen, ein halbwegs verlässliches Profil der so genannten Suchtpersönlichkeit zu ermitteln. Auch die Frage nach einem genetischen Ursprung von Sucht sei noch lange nicht geklärt, schreibt der Frankfurter Psychologe Werner Gross. Sicher ist aber, dass nicht Genetik und Konstitution allein, sondern vielfältige psychosoziale Lernprozesse zur Sucht führen.

Sicher erscheint mir überdies, dass süchtige Strukturen - wenn sie sich in einer Person erst einmal verfestigt haben - nicht zu tilgen sind. Seit 29 Jahren trinke ich nun keinen Alkohol mehr, aber dass ich trotzdem ein durch und durch süchtiger Mensch geblieben bin, ist mir bewusst. Sucht, weiß ich heute aus eigener Erfahrung, ist eine Lebenshaltung.

Mir ist inzwischen gleichgültig, ob sie angeboren oder angelernt ist. Auch ob ich diese spezielle Eigentümlichkeit als Krankheit, Defizit, Charakterfehler oder Schicksal definiere, macht praktisch keinen Unterschied. Entscheidend bleibt allein, dass ich sie als Teil meiner Identität wahrnehme und akzeptiere. Mit anderen Worten: ich leugne nicht meine immer in mir lauernde Neigung, alles, was ich betreibe, so maßlos zu steigern, dass es am Ende zum Selbstzweck wird und mich abhängig macht.

Ehrlichkeit sich selbst gegenüber ist nicht immer erbaulich. Doch nur so kann ich versuchen, mich gegen die Gefährdungen des Rückfalls oder der Suchtverlagerung zu wappnen. Überall gilt, was Erhard Eppler in der Politik gelernt hat: "Je perfekter die Deformation, desto geringer das Bewusstsein davon".

Wahr ist, dass mir die Welt erst besoffen vorkommt, seit ich nicht mehr trinke. Die Sucht und die Angst davor - lauern offenbar in jedem. "Sie ist das Unheimliche in uns", hat der Psychoanalytiker Wolfgang Schmidtbauer einmal gesagt. Als das Explosive, Triebhafte, Bedrohliche, Irrationale gefährdet sie unsere bis ins kleinste geordneten und geregelten Verhältnisse, in denen möglichst alle Risiken versichert sind und Abenteuer als Pauschalreisen angeboten werden oder als Fernseh-Shows. Als Betäubung und Flucht reagiert sie auf fehlende Geborgenheit, mangelndes Vertrauen in Autoritäten und spirituelle Leere.

"Hinter jeder Sucht steckt eine Sehnsucht" hat der Frankfurter Suchtexperte Wemer Gross sein Buch genannt, in dem er eine zunehmende "Versüchtelung" der Gesellschaft diagnostiziert. Von diesem Lebensrisiko erscheint mehr oder minder jeder bedroht. Immer mehr Menschen reagieren mit immer extremeren Ausflüchten auf die unlösbaren Herausforderungen, die bitteren Enttäuschungen und schmerzhaften Konflikte des modernen Lebens. Der Süchtige - unfähig, unwillig und unerfahren, sich der unübersichtlichen Wirklichkeit und ihren Risiken aus eigener innerer Kraft angemessen zu stellen - erscheint als eine Extremvariante des dominierenden Typus unserer Gesellschaft.

Das Wort "Sucht" kommt von "siech", englisch "sick", was krank heißt, und kennzeichnet einen Mangel, ein Defizit. Von Anfang an fasste der Begriff eine körperliche und geistige Störung zusammen. Im Mittelalter stand er meist für eine religiöse oder moralische Verirrung, seit der Goethezeit wurde aus diesem moralischen Wertbegriff ein Wort der beschreibenden Seelenkunde.

Die Verengung auf die Abhängigkeit von chemischen Mitteln ist ein medizinischer Sonderterminus, der sich erst im vergangenen Jahrhundert durchsetzte. Bis zum späten Mittelalter hatten die Menschen ein Gefühl für die Ganzheit des Lebens und erkannten in der Sucht einen Mangel, der Körper und Seele gleichermaßen betraf. Dieses Wissen ging verloren. Erst heute greifen Suchtexperten darauf zurück.

Von Sucht zu reden, bedeutet also immer Kultur und Körper zusammenzudenken. "Es geht um den Kampf des Menschen gegen die Dynamik des von ihm selbst geschaffenen kulturellen Käfigs", schreibt der Berliner Kulturanthropologe Alexander Schuller: "Wie viel Wildnis braucht der Mensch und wie viel Metaphysik?"

Es ist diese doppelte Wirksamkeit - als kulturelles Massenphänomen und auch als verbreitetes psychosomatisches Leiden - die Sucht heute zur dominierenden Zeitkrankheit macht. Die Wirklichkeit wird als unerfüllt oder bedrohlich erlebt. Drogen, ganz gleich ob es chemische Mittel sind oder stimulierende Tätigkeiten, dienen dazu, dieses Defizit zu füllen.

Im engeren Sinne wären das Substanzen - wie Alkohol, Nikotin oder Medikamente - die Funktionen des Organismus beeinflussen und Stimmungen verändern: Hast Du Kummer mit die Deinen, trink Dich einen. Die Einschätzung, dass der Deutsche Bundestag bisweilen einer "Alkoholiker- Versammlung" gleiche, stammt vom Abgeordneten Joschka Fischer.

Im weiteren Sinne verstehen Suchtexperten als Drogen auch "personale oder apersonale Mittel" - also Arbeit, Beifall, Erfolg etwa - mit denen Verhaltens-, Gefühls-, oder körperliche Veränderungen hervorgerufen werden können, um sich der Realität zu entziehen. "Wichtigkeitsdrogen", nennt Wolfgang Thierse solche Stimulanzien, wobei Fernseh-Auftritte mit Abstand den verlässlichsten Höhenrausch liefern.

Ich kann Ihnen versichern, meine sehr verehrten Damen und Herren, dass ich auch in dieser Hinsicht inzwischen weiß, wovon ich rede. Und ich ahne, dass auch dem einen oder anderem hier im Saal solche Kicks nicht ganz fremd sind.

Neben Arbeit und Macht - den Klassikern unter den nichtstofflichen Drogen - ist die öffentliche Aufmerksamkeit in der Medienwelt heute das wirksamste Rauschmittel zur Erzeugung von Politikersucht. Wenn der Nutzen des Drogenkonsums Entlastung von Ohnmachtgefühlen, Kränkungen und Selbstwertzweifeln ist - wo ist der Unterschied? Wahrgenommen, bemerkt und anerkannt zu werden ist das Hauptziel jedes Süchtigen. Es ist auch das Bestreben jedes Politikers in der Medienwelt.

An Hochgefühlen ist kein Mangel, wenn einer es bis in die Spitzengruppe der Politik geschafft hat. Immer zucken Fotoblitz, immer surren Kameras in einem Pulk von Journalisten, die von den Sicherheitsleuten gedrückt – rückwärts vor den Heroen der Politik dahinstolpern. Das Publikum kriegt weder das Gedrängel mit, noch die Regenschirme, die den Kanzler trocken halten, noch die Scheinwerfer, die sein Gesicht in einen rembrandtschen Lichtschimmer tauchen. Abends sieht es auf dem heimischen Bildschirm so aus, als bummle ein entspannter Staatsmann lächelnd zu seiner Arbeitsstätte, hier eine Autogrammkarte signierend, dort ein paar Hände schüttelnd - Politik macht Spaß.

Aus diesen Bildern erwächst Macht. Der Politiker wird zum Popstar. Die Erfolgskette ist simpel: Bilder fügen sich zum Image. Das Image bringt Stimmen. Die Stimmen öffnen die Türen zu Ämtern - fertig ist die Macht. Das gilt für Angela Merkel wie für Franz Müntefering, für Jürgen Rüttgers wie für Edmund Stoiber oder Gregor Gysi.

Bestätigung und Beifall, Aufmerksamkeit und Zustimmung lösen im Gehirn Impulse aus, die Wohlgefühl vermitteln. Angestoßen durch Stimulation von außen - oder durch Gefühle und innere Bilder - produziert das Hirn körpereigene Substanzen, die ein rauschähnliches Erleben auslösen, sozusagen Sucht ohne Drogen. Wie das im Extremfall aussieht, haben wir unlängst nach der Bundestagswahl mit dem Auftritt von Gerhard Schröder erlebt.

Voller Schrecken hat der tschechische Präsident Vaclav Havel während seiner Prager Amtszeit die Versuchungen der Droge Macht beobachtet, denen er, wie er gestand, auch *zu* erliegen drohte. Havel war sich keineswegs sicher, ob er nicht auch einer unerkannten Sehnsucht unterliege, sich selbst zu bestätigen, dass er etwas bedeute.

Den Wunsch nach Selbstbestätigung fand er eng verflochten mit dem nach Privilegien. Und darin sah er das Heimtückische, Betrügerische, Zweideutige der Macht: Einerseits gebe sie dem Menschen Gelegenheit, sich von morgens bis abends zu bestätigen, dass er wirklich existiere, und dass er eine unleugbare Identität habe, die sich mit jedem Wort und jeder Tat sehr deutlich in die Welt einschreibe, die ihn umgibt.

Gleichzeitig verberge sich in dieser politischen Macht eine schreckliche Gefahr: "dass sie uns diskret, aber unaufhaltsam unserer Existenz und Identität beraubt. Der Mensch, der vergessen hat, wie man Auto fährt, einkauft, Kaffee macht oder telefoniert, ist nicht mehr der gleiche, der er war. Er wird zu einer Geisel seiner Position, seiner Privilegien, seines Amtes."

Havels Fazit; Es sei etwas Todbringendes in dieser Versuchung: unter einem Schleier existenzieller Selbstbestätigung werde die Existenz ihrer selbst enteignet, von sich selbst entfremdet, gelähmt.

Nur wenige können die Ambivalenz der Macht so differenziert beschreiben wie der tschechische Präsident, der ja ein Mann des Wortes war, bevor ihn der Zusammenbruch des sozialistischen Lagers in der Politik spülte. Doch kennen die meisten Politiker ziemlich genau den selbstzerstörerischen Trend in ihrem Beruf. Auch die in Berlin oder früher hier in Bonn.

Aber nur in Stunden der Erschöpfung und Resignation reden sie wirklich ungeschminkt über ihre Lebensangst und ihren Berufsfrust, über Verzweiflung, Einsamkeit, Wut und Erfolgsgier. Und natürlich immer nur unter dem Siegel höchster Verschwiegenheit.

Wenn man aber einmal solche Äußerungen aneinander reiht, so, als hätte man Protokoll geführt bei einem virtuellen Treffen Anonymer Politiker, die ehrlich von sich erzählen, um Erfahrung, Kraft und Hoffnung in ihrer Bedrängnis zu teilen, dann wird deutlich, dass die scheinbar subjektiven und privaten psychischen Empfindungen der Einzelnen Politiker in Wahrheit zu einem erheblichen Teil Ausdruck professionsbedingter Deformationen sind.

Ich möchte Ihnen, meine Damen und Herren, abschließend vier solcher Statements etwas ausführlicher zumuten, weil sie eine Innenansicht der Macht bieten, die Politiker normalerweise nicht veröffentlichen. Die Namen der Herren sind geändert, Titel und Zitate sind authentisch.

Beginnen wir mit einem etwa fünfzigjährigen Abgeordneten einer der großen Parteien, den ich HERBERT nennen will. Er war - wie alle - nach Berlin gekommen, um etwas zu ändern, zu bewegen, zu gestalten. Aber bald setzte der Frust ein:

"Ich war schon erschrocken, als ich sah, in was für eine verrückte Szenerie ich geraten war. Man fühlt sich wichtig, weil Leute ständig hochbedeutende Äußerungen von Dir haben wollen. Erst habe ich das wie ein Voyeur erlebt. War erschüttert, wie völlig ungebrochen viele das betreiben, wie sie sich hochjazzen an eigenen Wichtigkeiten. Wenn wir Leuten erzählen, worüber wir streiten, sagen die doch: "Ihr habt nicht alle auf der Latte".

Aber dann kommen die Phasen, wo Du merkst, dass du selbst drinsteckst, die Distanz verlierst. Irgendwie macht mich das auch an. Das Unmäßige ist das Verrückte.

Du bist hier völlig von der Alltagswelt isoliert, und - das habe ich erst gar nicht gemerkt - Du kannst hier nichts, aber auch gar nichts erwarten an Anteilnahme. Dass man anderen vertrauen könnte, muss man verlernen. Die Gefühlsrohheit untereinander, die ist wirklich unglaublich.

Das Einzige, was es gibt, ist diese künstliche Suffsolidarität. An der Theke tönt der eine seine Großartigkeit raus, was er für ein großer Macher ist zu Hause. Der andere versackt in Selbstmitleid. Alle reden laut ihre Geschichten und hören nie zu."

Ein anderer Abgeordneter aus einer anderen Partei, er soll hier WOLFGNAG heißen, haut in die gleiche Kerbe:

„Was gibt es denn zu entscheiden? Die großen Richtungen sind vor Jahrzehnten festgelegt worden- und die ganz großen, die über unser Überleben entscheiden - die sind Lichtjahre entfernt von der politischen Bewältigung.

Was bleibt, ist so eine Art Politismus. Betrieb des Systems. Und das ist das Gefährlichste, dass wir uns über viele Termine, Pressegespräche, Kontakte mit sogenannten wichtigen Figuren, Sitzungen, Tagesordnungen und Verfahrensdiskussionen ein Klima der Irrealität erzeugen, an dessen Wirklichkeit wir selbst glauben.

Was würde denn sein, wenn alle Minister weg wären? Es würde keiner merken. Es würde weitergehen. Aber dass sie in einem selbstgeschaffenen Reich von Halluzinationen gelebt haben, das merken die meisten erst beim Abschied. Das ist wie der abrupte Entzug einer Droge. Dann kommt der Fall ins Nichts."

Das wäre das Stichwort für einen ehemaligen parlamentarischer Staatssekretär mit dem fiktiven Namen PAUL, der seiner früheren Bedeutung nachtrauert:

"Das Ausscheiden aus dem Regierungsamt, das war die völlige Leere, der Verlust jedes Selbstwerts. Ob man als Liebhaber, Ehemann, Vater, Christ oder Wissenschaftler gefragt ist das zählt alles nichts angesichts der vollen Bedeutungslosigkeit, in die man rutscht.

Man stürzt ans Telefon, weil man hofft, einer gäbe einem ein Stück Macht zurück. Wenn Du je in einer Position warst, wo eine Anregung von Dir aufgegriffen und in reale Politik umgesetzt wird, dann erzeugt das einen Rausch. Dann wächst Du mit jeder Entscheidung, hebst Dich selbst in die Höhe.

Du hast am Webstuhl der Geschichte als ein kleines Rädchen mitgewoben, hast Schicksale beeinflusst, wirst belohnt von der Mehrheit mit Gläubigkeit. Das hat eine Magie. Du bist im Zentrum. Du bist im verbotenen Zimmer, im Tempel der Macht, weit weg von den Menschen. Da versteht es sich, dass du viel Persönliches unterdrückst. Diesen Verzicht überzuckerst du mit hohen Prinzipien - mit dem Gemeinwohl, dem Staat, dem Frieden. Und dann ist es vorbei und du sitzt da. Und plötzlich hast du richtige Lebensangst."

Und zum Schluss der Minister WILFRIED , der es - wie man so sagt, auch er selbst – geschafft hat:

"Politiker sein, das ist ja ein adrenalinstarker Beruf. Du erlebst dich unglaublich intensiv, du willst den Kitzel immer wieder. Sich in die Waagschale werfen, Kämpfe durchfechten, erfolgreich sein. Das schafft Abhängigkeiten, das Setzen auf Erfolgserlebnisse kann sich lösen von allen Inhalten.

Nun ist ja dein realer Erfolg als Abgeordneter, dass du nichts zu vermelden hast. Was hast du denn? Auftritte im Wahlkampf, Mandatswiedergewinne, ein paar Zeilen in der Presse, viel ist das nicht. Da stellt man also Ersatzwichtigkeiten her, klammert sich an Statussymbole, Signale einer abstrakten Bedeutung: Termine, Papierstapel, Reisen.

Aber dahinter wächst ein enormes Verzweiflungspotential. Man könne den Bundestag auch als eine Versammlung gescheiterter Träume beschreiben.

Immerhin habe ich als Abgeordneter das richtige Leben noch wahrgenommen, erst als Minister kam der große physische und psychische Druck. Politik ist ja auch 'ne sehr körperliche Angelegenheit. Da sitzt du schon am frühen Morgen im Auto, hörst Radio, liest

Zeitung, telefonierst und wartest, dass irgendwo irgendwas schief läuft. Nie weißt du als Minister: Wann passiert die Riesensauerei? Wann machst du den zentralen Fehler, wo du abrutschst.

Dann musst du handeln, oder besser: Du musst so tun, als ob du das Problem lösen könntest. Meist kannst du ja gar nix machen. Entscheidend ist also, welche Erscheinung du von dir in die Welt setzt, dass du Handlung vortäuschst. Denn das fragen doch immer gleich alle: Hat er gehandelt? Und je weniger konzeptionell du bist, desto mehr Fiktion musst du liefern. Das wird dann zur Masche.

Aber das ist verdammt anstrengend auf Dauer. Manchmal sind die Erschöpfungszustände nur mit dem Griff zur Flasche zu balancieren. Wenn du abends spät nach einer Versammlung heimkommst, dann bist du kaputt, aber weißt, du hast nur vier Stunden Schlaf. Dein Körper brauchte vor Erschöpfung einer Schlafkur, aber dein Kopf wirbelt, will nicht schlafen.

Und dann fängst du an, Whisky reinzuschütten, bis du in Watte fällst. Und nach drei Stunden geht es wieder los. Und wenn du dann' ne halbwegs gute Meinungsumfrage zu sehen kriegst, dann ziehst du dir die rein wie Stoff."

Noch einmal, meine Damen und Herren, alle Zitate sind echt, aber keiner der Zitierten würde dazu stehen. Denn nichts fürchten die Profis der Politik mehr, als ihre Verletzlichkeit und Schwäche als normale Sterbliche zu zeigen.

"Wann ist es so schlimm zu weinen"? hab ich einmal einen Bundestagsabgeordneten gefragt, der als angehender Minister galt. Der schoss von seinem Schreibtischstuhl in die Höhe, stürmte zum Eingang des Büros, blickte wie gehetzt hinaus, ob jemand lausche und knallte dann die Tür zu. "Was für eine Frage", sagte er dann. "Als wüssten Sie nicht, wie viele hier nur darauf warten, dass ich mal Schwäche zeige, um mich fertig zu machen".

In der Konkurrenzgesellschaft der Politik lebt jeder gegen jeden, weil jeder besondere Angst vor Rivalen hat. Und davor, dass der in der Öffentlichkeit besser aussieht.

Unabhängig von Intelligenz, politischer Phantasie und menschlicher Reife ist es vor allem eine Frage der Härte, ob einer bis an die Spitze durchhält. Um sich gegen Verletzungen zu wappnen, lernen Spitzenpolitiker, sich emotional zu reduzieren. Sie spalten ganze Bereiche ihrer Persönlichkeit ab, verweigern das Nachdenken über Fehler und Niederlagen, wehren Selbstzweifel ab, suchen Schuldige anderswo und klammern sich so an eine durchsetzungsfähige Siegerversion von sich selbst. Diese emotionale Verarmung nehmen die meisten gar nicht wahr.

So sind sie also, "die da oben", nicht sonderlich beneidenswert, oder? Aber geht es im Alltagsleben der meisten normalen Menschen wirklich so völlig anders zu? Erleben und sehen wir Ähnliches nicht überall - womöglich gar bei uns selbst?

Natürlich würden wir unsere Arbeitswut, unsere beruflichen Ambitionen, unsere Fußball-Leidenschaft, unsere Internet-Neugier, unsere Einkaufsfreude nicht süchtig nennen. Joschka Fischer hat mir auch geraten, ich sollte endlich mal den Unterschied zwischen Sucht und Leidenschaft zur Kenntnis nehmen.

Tatsächlich hat der Sucht-Begriff ja durchaus auch heute noch einen diffamierenden Beigeschmack: Er enthält einen moralischen Vorwurf gegenüber angeblich Willensschwachen, Undisziplinierten, wenn nicht gar Verwahrlosten. "Ob etwas als Sucht bezeichnet wird, und wie sehr die Sucht verurteilt wird, hängt davon ab, wer sie hat", schreibt die Psychoanalytikerin Thea Bauriedl:
"Die Sucht der Herrschenden und der "Normalen" wird nicht oder nur vorsichtig als solche benannt und zumeist mit irgendeinem "Sachzwang" entschuldigt."

Letztlich ist also jeder Politiker selbst - wie jeder Workaholic, jeder Computer-Freak oder jeder fröhliche Zecher - dafür verantwortlich, zu erkennen, wann süchtige Entgleisungen sein Leben zu beherrschen beginnen. Die zunehmende Fülle der öffentlichen Äußerungen zu diesem Thema deuten darauf hin, dass sich viele Politprofis der psychischen Unfallgefahr an ihrem Arbeitsplatz bewusst zu werden beginnen.

Aber machen wir uns nichts vor - das Böse ist immer und überall, wie der Dichter sagt. Selbst in der Suchtprävention. Walter Lechler, der frühere Chefarzt jener psychosomatischen Klinik in Bad Herrenalpb, durch deren segensreiche Mängel ich gedreht worden bin, pflegte immer von der Deutschen Suchtstelle für Hauptgefahren zu reden, wenn er die Deutsche Hauptstelle für Suchtgefahren meinte.

Aber das war natürlich nur ein Witz.

Jürgen Leinemann